

A horizontal row of ten small orange squares.

Solidarität

Rede zur „Nacht der Lichter“
am 29. November 2003

von Guido Schlimbach

Rede zur „Nacht der Lichter“ am 29. November 2003 in der Kölner Trinitatiskirche von Guido Schlimbach

Neben meiner Tätigkeit für den Landesverband der AIDS-Hilfen in Nordrhein-Westfalen habe ich in den vergangenen sechs Jahren an der Vorbereitung und Durchführung der „Nacht der Lichter“ mitgewirkt. Das besondere an dieser traditionellen Veranstaltung liegt sicher in der Beteiligung von unterschiedlichsten Gruppen und Vereinen, die sich unter dem Dach des AK AIDS in Köln zusammen gefunden haben und die hier – trotz aller Unterschiede – gemeinsam der an den Folgen von AIDS Verstorbenen in dieser Stadt gedenken.

Dieses breite Spektrum spiegelt sich auch in den Rednerinnen und Rednern wieder, die hier während der „Nacht der Lichter“ gesprochen haben: Angehörige von Verstorbenen, HIV-Positive, Vertreterinnen und Vertreter der Vereine, der Selbsthilfe, der Kirchen, Künstlerinnen und Künstler... Sie alle haben sich auf ihre Weise dem Sinn dieser Veranstaltung genähert. Wichtig war uns dabei, dass neben persönlichen Worten des Gedenkens und der Trauer auch immer wieder politische Botschaften zur Sprache kamen.

Als ich vor sechs Jahren bei der AIDS-Hilfe zu arbeiten begann, kam es vor, dass manche ihre Briefe noch mit der Formulierung „Mit solidarischen Grüßen“ unterschrieben. Der Gebrauch dieser inzwischen mehr und mehr verloren gegangenen, sicher auch etwas sperrigen Formulierung zeugt allerdings davon, dass die Solidarität untereinander immer eine tragende Säule für die AIDS-Hilfe-Bewegung gewesen ist. Ohne diese Solidarität wäre es nicht zu diesem ungewöhnlichen Miteinander von Frauen, drogengebrauchenden Menschen, schwulen Männern und anderen Engagierten gekommen und damit zum Erfolg der AIDS-Hilfe an sich.

Die deutsche Sprache auch durchaus ja schöne Seiten. Im Unterschied zu Unterstützung und Hilfe, die wir geben oder annehmen können, lässt die deutsche Sprache nicht zu, Solidarität zu geben, zu nehmen oder gar abzulehnen. Sprachlich - und inhaltlich – können wir nur solidarisch sein - ein Zustand also.

Was ist notwendig, um diesen Zustand zu erreichen?

Solidarität verlangt gemeinsame Ziele (zweier Gruppierungen oder Menschen)

Solidarisch sein ist in erster Linie kein Altruismus. Ich kann nur solidarisch sein mit Zielen einer Gruppe, die etwas mit meinem Verständnis vom Leben zu tun haben. Aber klar ist: Auch wenn die großen Ziele zweier Gruppierungen die gleichen sind, kann der Alltagsbezug ganz anders aussehen.

Solidarität verlangt Selbstbestimmung

Wenn es um gemeinsame Ziele geht, bedeutet das auch: Ich muss erst einmal definieren, was ich in diesem Land will, was meine politischen Ziele sind, bevor ich auf andere zugehe. Es bleibt uns also nicht erspart, die eigene Position ehrlich zu bestimmen, die eigenen Überzeugungen zu formulieren, aber auch die Grenzen zu kennen, mit anderen Worten zu wissen, wo meine Solidarität aufhört.

Solidarität verlangt Auseinandersetzung

Wenn ich mit anderen solidarisch sein will, muss ich mich auseinandersetzen: Ich muss die Andere, den Anderen kennen lernen können, die Lebenswelt nachvollziehen und verstehen können. Ich brauche aber auch die Gelegenheit, hinterfragen und diskutieren zu dürfen.

Manchmal ist das ein lästiger Prozess, vor allem für die, die sich dann erklären müssen. Gut verstehen kann ich, dass die Bereitschaft dazu in den letzten Jahren innerhalb unserer Strukturen abgenommen hat. Ersparen können wir es uns jedoch nicht, wenn wir uns nicht langfristig schwächen wollen!

Solidarität verlangt Akzeptanz

Die Andere, den Anderen so lassen, wie sie oder er ist - also Toleranz - reicht nicht! Bedürfnisse und Ziele müssen akzeptiert





werden. Es genügt zum Beispiel nicht, zum Thema HIV-positive Frauen mit Kinderwunsch zu sagen: „Ja, ja, irgendwie haben ja alle Frauen das Recht, Kinder zu bekommen.“ Bedürfnisse müssen in ihrer Konsequenz „zu Ende gedacht“ werden.

Für eine wirkliche Solidarität müsste ich dann auch der Überzeugung sein, daß die Geburt eines möglicherweise HIV-positiven Kindes keine „gesellschaftliche Katastrophe“ darstellt.

Wenn nicht zu Ende gedacht wird, wird sich das irgendwann in der täglichen Arbeit zeigen: Ich werde zu Entscheidungen drängen, die nicht die meines Gegenübers sind; ich werde Parteilichkeit verlieren, zumindest unbewusst Ablehnung transportieren.

Solidarität verlangt Gegenseitigkeit

Solidarität ist keine Einbahnstraße. Ich kann nicht mein Leben lang mit jemandem solidarisch sein, der meine Interessen nicht auch mitvertritt. Andererseits: Wenn meine Bedürfnisse und Ziele wahrgenommen werden, stehe auch ich in der Verantwortung, solidarisch zu handeln.

Wir haben in diesem Verband persönlich sowohl die Verweigerung von Solidarität als auch wirklich solidarisches Handeln erlebt. Ersteres gehört zu den enttäuschendsten, letzteres zu den schönsten und motivierendsten Erfahrungen in AIDS-Hilfe. Ich denke, auch die persönliche Dimension zeigt, wie weit Solidarität von Zweckbündnissen entfernt ist.

Solidarität verlangt praktisches Handeln

Solidarität ist im theoretischen Leben oft leicht. Im Alltag fällt es uns schon schwerer. Als Beispiel ist mir hier gleich eingefallen: Wir erklären gern anderen, wie Menschen mit Behinderungen oder wechselnden Leistungskapazitäten in Arbeit eingegliedert oder gehalten werden können.

In unseren eigenen Organisationen fällt es uns jedoch schwer, angemessene Arbeitsstrukturen zu schaffen. Der Zweck heiligt da scheinbar die Mittel. Im sogenannten „Sinne der Sache“ beuten wir uns aus. Menschen, die das nicht oder nicht mehr können, bleiben auf der Strecke.

Solidarität verlangt Öffentlichkeit

Solidarität bedeutet auch öffentliches Eintreten für eine Sache. Lippenbekenntnisse im stillen Kämmerlein interessieren niemanden. Es gilt, in der aktuellen politischen Situation nicht nachzulassen, unsere Forderungen hinsichtlich der Gesundheits- und Drogenpolitik auf allen Ebenen deutlich zu machen.

Solidarität verlangt die Beschreibung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden

Unterschiede müssen zugelassen werden. Nichts ist diktatorischer als „Wir sind doch alle gleich und wir wollen doch alle dasselbe!“ Ohne Zulassung von Unterschieden wird es keine Weiterentwicklung geben.

In den letzten Jahren haben wir uns viel mit den Unterschieden beschäftigt: Zwischen verschiedenen Lebenswelten, zwischen Positiven und Negativen, zwischen Psychosozial Professionellen und der Selbsthilfe, zwischen großen und kleinen AIDS-Hilfen und, und, und... Manchmal, scheint mir, vergessen wir aber darüber, was uns noch verbindet, „die großen Ziele“, die wir gemeinsam tragen.

In etwas veraltetem Deutsch sagt man für den Vorgang des solidarischen Handelns auch *Solidarität „üben“*. Üben - im Sinne von trainieren - sollten wir Solidarität untereinander schon einmal wieder, ohne unsere Unterschiede zu negieren.

Die Auflösung der Solidargemeinschaft ist auf zu vielen Ebenen in vollem Gange. Es gibt daher genug, für das es sich gemeinsam zu kämpfen lohnt. Darauf wieder mehr den Blick zu richten, sollte für uns alle Herausforderung genug sein.

Allerdings stellen wir fest, dass die Solidarität untereinander durchaus Risse bekommen hat. Drohende Kürzungen im öffentlichen Bereich verleiten einige unter uns, auf Kosten anderer Forderungen zu stellen. Dieses Verlassen der Solidarität ist sicherlich nicht im Sinne des Vermächnisses derer, an die wir heute Abend bei der „Nacht der Lichter“ denken und von denen sich viele während ihrer letzten Jahre und Monate solidarisch im Dienste der AIDS-Hilfe-Arbeit engagiert haben.

Vielen Dank.

